

SONDERDRUCK AUS

JAHRBUCH  
DER  
RÜCKERT-GESELLSCHAFT E.V.  
2003

Herausgegeben von

Wolfdietrich Fischer, York-Gothart Mix  
und Claudia Wiener

Reihe

RÜCKERT-STUDIEN

Band XV



---

ERGON VERLAG · WÜRZBURG

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2004 ERGON Verlag · Dr. H.-J. Dietrich, 97080 Würzburg  
Grombühlstr. 7 – D-97080 Würzburg  
Tel.+49/(0)931/280084 – Fax +49/(0)931/282872  
E-mail: [service@ergon-verlag.de](mailto:service@ergon-verlag.de)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb des Urheberrechtsgesetzes bedarf der Zustimmung des Verlages.  
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen jeder Art, Übersetzungen, Mikroverfilmungen  
und für Einspeicherungen in elektronische Systeme.

Umschlaggestaltung : Jan von Hugo

Druck : Rosch-Buch, Scheßlitz

Satz : Thomas Breier, Ergon Verlag

Printed in Germany

ISBN 3-89913-341-2

ISSN 0557-4404

# „Ordentliche Dachstuben-Wahrheiten“

## Räume als Symbol sozialer Existenz bei Bettine Brentano und Rahel Varnhagen

von

Gertrud M. Rösch

### *Räume als architektonisches Abbild von Diskursordnungen*

Der Zusammenhang von Geschlecht, Raum und Identität wurde unter zahlreichen Perspektiven untersucht. Der gemeinsame Nenner dieser Fragen liegt in der Einsicht, daß mit der Verfügbarkeit über reale und imaginäre Räume auch die ‚Spielräume‘ von Macht zwischen Frauen und Männern zur Diskussion stehen: „Raum ist nicht per se schon vorhanden, sondern ein Ergebnis menschlicher Konstruktionsleistung.“<sup>1</sup> In gleicher Weise stellt Linda McDowell den engen Bezug her zwischen Ort und sozialem Gefüge, wenn sie schreibt: „Places are made through power relations which construct the rules which define boundaries“.<sup>2</sup>

Allerdings soll es im folgenden nicht um die öffentlichen Räume wie den Marktplatz oder die Universität gehen, mit denen die Teilhabe an Handel, Politik und Wissenschaft verbunden ist, sondern um das Privat- und Wohnhaus und dessen Räume. Diese können graduell ebenfalls nach öffentlich oder privat unterschieden werden. Öffentlich ist vor allem der Salon als der zentrale Raum, der als weiblicher Raum attribuiert werden kann, in dem jedoch – und hier beginnt das produktive Paradox

---

<sup>1</sup> Franziska Roller: Flaneurinnen, Straßenmädchen, Bürgerinnen. Öffentlicher Raum und gesellschaftliche Teilhabe von Frauen, in: Margarete Hubrath (Hrsg.): Geschlechter-Räume. Konstruktionen von ‚gender‘ in Geschichte, Literatur und Alltag, Köln/Weimar u.a. 2001, S. 251-265, hier S. 251. Der Verfasserin geht es sowohl darum, die Einschränkungen zu zeigen, die Frauen durch den öffentlichen Raum ‚Stadt‘ erfahren, wie auch Strategien der Aneignung und Überschreitung des engen eigenen Umfelds durch die Anonymität der Stadt zu erweisen.

<sup>2</sup> Linda McDowell: Gender, Identity and Place. Understanding Feminist Geographies, Minneapolis 1999, S. 4. Eine durchaus wichtige und in ihrer Rechercheleistung nicht zu unterschätzende Vorarbeit liefern Studien nach der Anlage von Uwe Lemm: Die Wohnorte Bettina und Achim von Arnims in Berlin, Internationales Archiv der Bettina-von-Arnim-Gesellschaft 5 (1993) S. 104-118.

– der Frau in dem Maß emanzipatorischer Gewinn zuwuchs, in dem sie diesen Raum zu einem Ort der Geselligkeit von Frauen und Männern machte und ihn somit androgynisierte.<sup>3</sup> Sein Gegenteil wäre das Zimmer oder die Stube, die als Ort des Rückzugs beides bedeuten kann: Es ermöglicht die Herstellung eigener Identität und signalisiert Sekusion, also das Abgeschiedensein vom öffentlichen Raum.

In diesem Sinne bilden Räume das topographische oder architektonische Abbild der „Ordnung des Diskurses“,<sup>4</sup> der hier als eine Formation von Handlungsweisen, Äußerungsbedingungen und Themen verstanden wird, dem auch die Distribution von Ort zugerechnet werden kann.

Folglich ist die Frage nach den Existenzmöglichkeiten der Frau verknüpft mit der Frage nach den konkreten Räumen des Hauses. Jedoch ist bei der folgenden Recherche nicht der in der Forschung gut dokumentierte Salon gemeint, sondern diejenigen Zimmer, die den Töchtern und Schwestern vorbehalten blieben. Sie führten als unverheiratete Frauen noch eine prekäre und ‚schwebende‘ Existenz, ehe sie als Ehefrauen und Mütter die halböffentlichen Repräsentationsräume des Hauses – den Salon – dauernd für sich zu beanspruchen fähig waren. Wie hängen gesellschaftliche Randposition und architektonische Marginalisierung zusammen? Auf diesen Konnex hin werden halbfiktionale, authentische Texte aus dem Umkreis von Bettine Brentano und Rachel Varnhagen befragt.

In beider Biographien wurden wiederholt die Strategien „literarischer und poetischer Selbstermächtigung“<sup>5</sup> herausgestellt und als Versuch be-

---

<sup>3</sup> Verena von der Heyden-Rynsch: Europäische Salons. Höhepunkte einer versunkenen weiblichen Kultur, München 1992, bes. S. 132-159, und Peter Seibert: Der literarische Salon. Literatur und Geselligkeit zwischen Aufklärung und Vormärz, Stuttgart/Weimar 1993, bes. S. 161-171; Studien für den deutschsprachigen Raum konzentrieren sich auf die Salons in Berlin und Wien. Ein Desiderat bleiben weitere Spezialstudien wie diejenige von Waldemar Fromm, ‚Gendertrouble‘. Salon und Geselligkeit im München des 19. Jhs., in: Literatur in Bayern. Sonderheft, hrsg. v. Carolin Raffelsbauer u. Waldemar Fromm. München 2004, 64-66, 93-97.

<sup>4</sup> Michel Foucault: Die Ordnung des Diskurses. Aus dem Französischen von Walter Seitter. Mit einem Essay von Ralf Konersmann, Frankfurt 1991 (zuerst: L'ordre du discours. Paris 1972, dt. 1974). Die Thesen des Textes über die Mechanismen von Verbot und Ausschließung wären nicht formulierbar ohne die Raummetaphern, auch wenn Foucault sich nicht mit den Räumen selbst beschäftigt. Die Bedeutung von Räumen steht hingegen im Vordergrund in „Die Geburt der Klinik“ (dt. 1973, zuvor frz. 1963, 1972) und „Wahnsinn und Gesellschaft“ (1969, zuvor frz. 1961).

<sup>5</sup> Ulrike Landfester: Von Frau zu Frau. Einige Bemerkungen über historische und ahistorische Weiblichkeitsdiskurse in der Rezeption Bettine von Arnims, Internationales Jahrbuch der Bettina-von-Arnim-Gesellschaft 6/7 (1994/95) S. 201-209, hier S. 218.

schrieben, den ‚männlich‘ konnotierten Bereich ästhetischer Produktion für sich zu behaupten. Beide Frauen äußerten sich in Briefen, die um 1800 als Weg galten, um genuin weibliches Schreiben zu etablieren. Sie stellten „wahre Sensationen einer ästhetischen Mischform“<sup>6</sup> dar, die mit der eigenen Lebenswelt der Schreiberinnen verknüpft waren; durch ihre Authentizitätsgesten machten sie die dennoch vorhandenen fiktiven Anteile als solche unkenntlich. Der Preis des Erfolgs bestand darin, im Vorhof des Anspruchs auf autonome Ästhetik stehenzubleiben. Bei der Zusammenstellung dieser beiden Frauen bleiben nach wie vor die kritischen Einwände Ulrike Landfesters zu bedenken, die vor der „Suche nach Paradigmen für die Identitätsbildung moderner Weiblichkeit“ und vor der „identifikatorischen Besitznahme“<sup>7</sup> beider Frauen warnte.

### *Der Zwang des Privathaushalts*

Angesichts der Stilisierung, die Bettine Brentano als Legitimationsfigur für weibliches Schreiben und Rachel Varnhagen als Emanzipationsfigur erfahren haben, gehört es zu den ernüchternden Einsichten, daß sie als Frauen keine Alternative zum privaten Haus oder Haushalt vorfanden. Selbst wenn es ihr die finanziellen Mittel erlaubten, durfte sich eine Frau in der Öffentlichkeit nicht alleine bewegen. Ein Schlaglicht darauf werfen die Auskünfte über die Lebensverhältnisse von Bettine und ihren Schwestern, aber auch von Auguste und Clemens Brentano.

Als die letzteren nach ihrer Eheschließung abwechselnd getrennt und zusammen lebten und Clemens im November 1808 von Alexandre de Flavigny, dem Stiefvater Augustes, die Einwilligung zur Trennung einholen wollte, verweigerte dieser einen solchen Schritt, weil er vor Gericht nach so kurzer Ehe nicht durchzusetzen sei. Stattdessen riet er, für Auguste „einen Privathaushalt oder irgendeine Anstalt zu finden, wo sie in Ehre und Anstand von der Pension leben kann, die ihre Mutter ihr ausgesetzt hat.“<sup>8</sup> Der akzeptierte Bewegungsraum für eine alleinstehende Frau mußte also familiennah sein, denn in der binären Ordnung

<sup>6</sup> Silvia Bovenschen: *Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen*, Frankfurt 1979, hier S. 216 Anm. 284.

<sup>7</sup> Landfester, *Von Frau zu Frau*, wie Anm. 5, S. 202.

<sup>8</sup> Hans Magnus Enzensberger: *Requiem für eine romantische Frau. Die Geschichte von Auguste Bußmann und Clemens Brentano. Nach ungedruckten und gedruckten Quellen überliefert*, Berlin 1988, S. 100.

von Privatbereich und Öffentlichkeit<sup>9</sup> war ihr Platz undefiniert und daher verdächtig. Dies erwies sich, als Auguste, nach endlich vollzogener Trennung, zunächst nach Wien und dann nach Kassel zog. Über ihren Aufenthalt dort schrieb Wilhelm Grimm an Friedrich Karl von Savigny am 13. Juni 1811: „Sie hat sich in einer Hauptstraße in der Frankfurter ein Logis zu 6 Louisd'or monatlich gemietet und lebt ganz allein auf ihre Hand. Sie wird ihrem Ziel wohl immer näher kommen.“<sup>10</sup>

Der Nachsatz wirft in seiner Verächtlichkeit kein ruhmreiches Licht auf den Schreiber, dessen Urteil hier mit der zeitgenössischen Einschätzung ganz in eins fällt. Empörend an Augustes Verhalten war die Tatsache, daß sie allein und – dies zeigt der explizite Hinweis auf den Mietpreis – luxuriös wohnte.<sup>11</sup> Vor allem aber suchte sie die Begegnung mit Männern, und zwar nicht in der familiären Atmosphäre des Salons, wie es akzeptabel gewesen wäre, sondern in der Öffentlichkeit. Deswegen fiel sie erneut dem scharfen Verdikt anheim: Sie lebe „in Cassel mit allerley Gardeoffizieren“, schrieb Arnim an Savigny.<sup>12</sup> Tat eine Frau wirklich den prekären Schritt, allein zu leben, so bedeutete dies räumliche, soziale und emotionale Isolation. Diese wollte Auguste offenbar nicht auf sich nehmen, wie es beinahe zur selben Zeit Rachel Varnhagen tat. Sie entschied sich im Sommer 1807, nicht mehr bei ihrer Mutter zu wohnen, sondern eine eigene Wohnung zu beziehen, über die sie an Gustav Karl von Brinckmann schrieb: „Ich fuhr mit einemale nach Charlottenburg hinaus, einem meiner liebsten Orte in der Welt; - miethete mir Stube, Kammer, Küche, für sechs Thaler monatlich in der Schloßstraße.“<sup>13</sup> Die Bescheidenheit der Lebensverhältnisse – gerade

<sup>9</sup> Das Zustandekommen dieser Dualität erklärt Karin Hausen: Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze (Hrsg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Stuttgart 1976, S. 363-400. Der gesetzliche, soziale und materielle Status von Frauen war an Väter, Vormünder oder Ehemänner gebunden, sie selbst blieben verwiesen auf den familiären und damit privaten Bereich. Die davon ausgehende Frage lautet, mit welchen Strategien der Rauman eignung Frauen diese Ordnung zu überwinden trachteten.

<sup>10</sup> Enzensberger, Requiem, wie Anm. 8, S. 192.

<sup>11</sup> Ein Louisdor rechnete sich in fünf rheinische Taler und 12 Groschen um; dies gab Clemens Brentano an, als er zur gleichen Zeit über den Wert seines verbleibenden Hausstandes an seine Schwester Kunigunde berichtete, vgl. An Kunigunde, 18.3.1800, in: Clemens Brentano: Sämtliche Werke und Briefe. Bd. 32: Briefe IV: 1808-1812. Hrsg. v. Sabine Oehring. Berlin u.a. 1996, S. 250.

<sup>12</sup> Enzensberger, Requiem, wie Anm. 8, S. 193.

<sup>13</sup> Rahel Varnhagen an Gustav von Brinckmann, 8. 1. 1808/9. 1., zit. nach: Rahel Varnhagen. Gesammelte Werke. Bd. I: Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Erster Theil. Mit Rahel's Bildniß. Berlin 1834 (photomech. Nachdr. hrsg. v. Konrad Feilchenfeldt, Uwe Schweikert und Rahel E. Steiner, München 1983), S. 334.

verglichen mit Augustes aufwändiger Existenz in Kassel – und die Abgeschlossenheit stechen hervor. Anlaß zur Idealisierung gibt dieser Entschluß, eine eigene Wohnung zu haben, jedoch nicht, denn dieser Schritt aus der familiären Kontrolle hinterließ offenbar große emotionale Verunsicherung:

Wie verschlagen bin ich. Wie unbekannt hier mit mir selbst. Alles bezieht sich in diesen Zimmern nur auf mich; jeder Befehl, jede Ordnung, jede Bewegung! Gerechter Gott, wie entsetzlich traurig macht mich das. Sonst war alles für Viele, zuletzt für Dich. Ich bin allein und verschlagen, und nicht in der Fremde. Aus seiner Familie von gewohnten lebendigen Gestalten zu gehen, ohne irgendwo hinzukommen, ist so unanständig, so verrückt, als traurig.<sup>14</sup>

Wider alle Erwartung ist dieser Brief an Varnhagen durchzogen von Metaphern der Verunsicherung („verschlagen“, „ohne irgendwo hinzukommen“) und Selbstverurteilungen, die der Verlust der familiären Umgebung mit sich bringt. Die zu lösende Frage bleibt, wo es einen Raum für weibliche Autonomie ohne emotionale Defizite gibt.

### *Das Zimmer in der Familie*

Entgegen der Polarität der Geschlechter- und Raumordnungen existieren jedoch auch solche Beziehungen, die der binären Rigidität wenigstens teilweise entzogen sind. Dies sind Beziehungen von Schwestern, die nicht hierarchisch-vertikal (wie etwa das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern), sondern horizontal angelegt sind.

Beispiele für den zugleich prekären wie unterstützenden Charakter finden sich im Kreis der Schwestern von Bettine Brentano.<sup>15</sup> Vor allem die älteste Schwester Sophie erfuhr die Ortlosigkeit mehrfach. Wie ihre Schwestern auch lebte sie in ihrer Herkunftsfamilie und war mit deren Prestige und materieller Sicherheit ausgestattet, um eine Ehe einzugehen. Nach zwei gescheiterten Liebesbeziehungen zu dem Grafen Herberstein in Wien und dem Bankier Simon Moritz Bethmann in Frankfurt war sie dieser Familie fremd geworden. In dieser Situation hatte sie den Sommer 1799 bereits auf dem Gut und bei der Familie Christoph

<sup>14</sup> Rahel Varnhagen an Varnhagen, 12. Oktober 1808, in: Gesammelte Werke. Bd. IV: Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel. Erster Band. Leipzig 1874 (photomech. Nachdr. hrsg. v. Konrad Feilchenfeldt, Uwe Schweikert und Rahel E. Steiner, München 1983), S. 55.

<sup>15</sup> Bettine (1785-1859) wuchs mit vier Schwestern aus der Ehe zwischen Maximiliane von La Roche und Peter Anton Brentano auf. Davon waren Sophie (1776-800) und Kunigunde (1780-1863) älter, Ludovica-Lulu (1787-1857) und Magdalena-Meline (1788-1861) hingegen jünger als sie.

Martin Wielands verbracht. Dieser, von Sophie merklich erotisch ange-  
rührt, trug ihr an, weiter in seinem Hause zu bleiben und formulierte  
dieses Angebot in der Beschreibung der in Frage kommenden Räume:

Im Osmantino sind seit kurzem allerley Veränderungen und Transpositionen  
vorgenommen worden. Was ehmahls mein Zimmer war, ist nun der Frau des  
Hauses eingeräumt; die ehmahlige Bibliothek ist in ein schönes Gesell-  
schaftszimmer verwandelt, die Bücher hingegen in die – Eckstube (wo Sie,  
armes Kind! so unbequem u unlieblich schlafen mußten) und in das kleine  
boudoir, wo die gute Großmutter – nicht schlief, transportiert worden. Nun  
liegt zwischen dem dermahligen in den Garten sehenden Gesellschaftszim-  
mer und der Frauen Stube ein recht artiges hinlänglich geräumiges Zimm-  
erchen in der Mitte. Das sollte das Ihrige seyn, liebstes Kind! – wenigstens so  
lange bis ein paar Zimmer für Sie in dem andern pavillon fertig gemacht wä-  
ren. Sie würden uns, bey diesem arrangement, nicht im geringsten beschwer-  
lich seyn, und Sie selbst befänden sich wenigstens sehr leidlich, und ohne alle  
Vergleichung besser als da Sie diesen Sommer bey uns waren.<sup>16</sup>

Die Implikationen ihrer Lebenssituation sind darin indirekt, aber mit  
psychologischer Hellsicht erfaßt. Sophie sollte unabhängig und zu-  
gleich integriert sein; der symbolische Ausdruck dafür war das ‚Zim-  
merchen in der Mitte‘, das er ihr anbot. Die junge Frau hatte mit der  
Verheiratung ihrer ältesten Stiefschwester die eigene Ortlosigkeit noch  
ein Stück schmerzhafter erlebt; sie selber vermerkte es im Brief am 17.  
Juli 1800 an Wieland: „Pauline ist getraut, in alle ihre Würden einge-  
setzt, und in ihren Eheherrn gar sehr verliebt. Lauter Umstände, wobey  
nun die Schwester mehr als überflüssig ist. Diese arme, hintangesetzte,  
fragt also nun zum Letzenmal: Darf ich kommen?“<sup>17</sup> Ein ‚Zimmerchen  
in der Mitte‘, d. h. bei der Familie, ist offenbar der ihnen zugedachte  
Raum, den Frauen für sich zu beanspruchen vermögen. Auch in der  
Biographie von Bettine findet sich eine Phase derartiger Integrations-  
bemühungen, die darauf abzielen, einen Ort zwischen Herkunftsfamilie  
und Öffentlichkeit zu finden. Als ihre Schwester Kunigunde am 17.  
April 1804 Friedrich Carl von Savigny geheiratet hatte, zog sie im Spät-  
herbst mit ihrer jüngeren Schwester Meline zu den Savignys nach Mar-  
burg. An Karoline von Günderröde schrieb sie:

<sup>16</sup> Wieland an Sophie Brentano, 27. 11. 1799, zit. nach: Otto Drude (Hrsg.): Christoph  
Martin Wieland. Sophie Brentano. Briefe und Begegnungen, Weinheim 1989, S. 75.

<sup>17</sup> Sophie Brentano an Wieland, 17. 7. 1800, zit. nach: Drude, wie Anm. 16, S. 114. Paula  
(1770-1805) stammte aus der ersten Ehe des Vaters und heiratete Wilhelm von Wasmer.

Meline und ich haben ein sehr schönes Schlafzimmer, welches gleicher Erde mit dem daranstoßenden Garten ist und in welchem gerade eine Hecke dicht vor den Fenstern hergeht, aus dem Schlafzimmer geht man in das, worin wir lernen, [...] Ich bin meistens allein in diesem Zimmer, und wenn Meline da ist, so merke ich sie nicht einmal, so lieb und gut und still ist sie, und ich bin froh, mit ihr zu wohnen.<sup>18</sup>

Bettine bewegte sich immer in der Nähe der Familie, verstand diese Situation jedoch zu nutzen, um am kulturellen Leben teilzuhaben und Lehrer zu finden, um auf privatem Weg ihre Bildung voranzutreiben. Schwesterliche Beziehungen schufen jedoch keinen dauerhaften Existenzraum oder sozialen Ort, denn dieser war nur in Verbindung mit einer Familie denkbar.

### *Dachstuben-Existenzen*

Die historische Recherche hat bisher gezeigt, daß sich weibliche Lebensentwürfe mit Räumen korrelieren lassen. Dennoch dürfen diese Räume nicht fraglos als Beschreibung von Realität angesehen werden. Gerade ihre symbolische Aufladung führt dazu, daß sie die authentische Realität zugunsten des Geschlechtsstereotyps verwischen. Ein Beispiel derartiger Auffüllung liefert die ‚Dachstube‘ Rachel Varnhagens, als welche sie ihren Salon in den Jahren zwischen 1790 und 1806 apostrophierte. Die Dachstube ist in der zeitgenössischen Bedeutung als „wohnzimmer unter dem dach, geringe wohnung“ ausgewiesen.<sup>19</sup> In Denis Diderots Dialogroman *Rameau's Neffe*, den Goethe übersetzte und zur Ostermesse 1805 erscheinen ließ, ist die Dachstube der Schauplatz, der den Status des Neffen als Profiteur und die unsichere Randexistenz deutlich macht.<sup>20</sup> Zwar ist die Dachstube ein sozial minderter Ort, aber sie bietet die Möglichkeit, sich zurückzuziehen und in diesem Freiraum unge-

---

<sup>18</sup> Christa Wolf (Hrsg.): Karoline von Günderode. Der Schatten eines Traumes. Gedichte, Prosa, Briefe, Zeugnisse von Zeitgenossen, Darmstadt 1979, S. 265. Im Februar 1806 lebte Bettine mit ihrer Schwester Lulu und deren Mann in Kassel, von wo sie mit ihnen nach Berlin reiste. Einem Aufenthalt in Frankfurt folgte dann der Wechsel mit den Savignys nach Landshut und München.

<sup>19</sup> DW 2, 667. Der Diminutiv „Dachstübchen“ hingegen hat rein metaphorische Bedeutung: „das dachstübchen der seele“ sei der Verstand, der Kopf.

<sup>20</sup> Goethe, *Rameau's Neffe*: „Bald erreicht er zu Fuß ein kleines Dachstübchen, seine Wohnung, wenn nicht die Wirtin, ungeduldig den Mietzins länger zu entbehren, ihm den Schlüssel schon abgefordert hat.“, in: Johann Wolfgang Goethe. Sämtliche Werke. Bd. I,11: Leben des Benvenuto Cellini. Übersetzungen I, hrsg. v. Hans-Georg Dewitz u. Wolfgang Proß, Frankfurt 1998, S. 658.

stört den eignen Vorlieben zu folgen. Diese Konnotation erhält der Raum etwa für Bettine, die an die Günderrode schreibt:

Sorg nicht um meine Gesundheit; im Dachstübchen bin ich ganz fidel; ich muß mit meinem Schatten an der Wand lachen. Drei Sätz die Trepp herauf und die Flügel gespreizt und herunter hinter die Pappelwand, wo was Weißes flattert.<sup>21</sup>

Diese positiven und negativen Konnotationen überkreuzen sich in den Erwähnungen der ‚Dachstube‘ bei Rachel Varnhagen. An ihren Freund, den Schweden Gustav Karl von Brinckmann hatte Rahel Ende Mai 1800 geschrieben:

Wissen Sie, wer jetzt noch meine Bekanntschaft gemacht hat? Prinz Louis. Den find' ich gründlich liebenswürdig. Er hat mich gefragt, ob er mich öfter besuchen dürfe, und ich nahm ihm das Versprechen ab. Solche Bekanntschaft soll er noch nicht genossen haben. Ordentliche Dachstuben=Wahrheiten wird er hören.<sup>22</sup>

Die Assoziationen dieser Metapher sind komplex, wird doch darin die „Dachstube“ ins Imaginäre verschoben und meint nicht mehr den real-historischen, sondern den symbolischen Ort der sich selbst darstellenden Weiblichkeit. Der Anspruch auf Emanzipation wird gerade nicht mit dem Salon verbunden, wie es zu erwarten gewesen wäre, sondern mit dem „wohnzimmer unter dem dach“; jedoch ist – und hier überkreuzen sich die imaginären Raumkonzepte – der Salon damit gemeint.

Einen konkreten Eindruck von einem dieser Salonabende vermittelt der Bericht, den Varnhagen von einem der Gäste, dem Grafen Hugo

<sup>21</sup> Bettine von Arnim: Die Günderrode, zit. nach: Walter Schmitz (Hrsg.): Bettine von Arnim. Werke und Briefe. Bd. 1: Clemens Brentano's Frühlingskranz. Die Günderrode, Frankfurt 1986, S. 392. Auch Carl Spitzwegs Gemälde ‚Der Arme Poet‘ (1839) geht auf Vorbilder im 18. Jahrhundert zurück und signalisiert in der Einrichtung des Raumes mit den Utensilien der Gelehrsamkeit den Anspruch auf Bildung, Muße und Unabhängigkeit, selbst noch in seiner desavouierten Form. Vgl. Siegfried Wichmann, Carl Spitzweg und die französischen Zeichner Daumier, Grandville, Garvaní, Doré. Herrsching 1985, bes. 421f.

<sup>22</sup> Varnhagen, GW 1: Buch des Andenkens, wie Anm. 13, S. 200. Immerhin hält auch eine Biographin wie Hannah Arendt an der Fiktion der Dachstube fest, vgl. Hannah Arendt: Rahel Varnhagen. Lebensgeschichte einer deutschen Jüdin aus der Romantik, München <sup>4</sup>1983 (zuerst 1959), S.61: „Rahels Dachstübchen in der Jägerstraße erhält in diesen Jahren Zulauf aus allen Kreisen des damaligen Berlin“; ebenso Seibert, Der literarische Salon, wie Anm. 3, S. 109: „Aber selbst der Rückzug der Rahel Levin mit den engsten Habitueés ihres Literarischen Salons in die Dachkammer einige Jahre später ist u.a. noch zu verstehen als notwendiges Ausgliedern des Kerns ihrer Geselligkeitsformation aus dem jüdisch-orthodoxen Haus und erübrigte sich nach dem Zerfall ihrer Familie als religiös basierter Gemeinschaft.“ Auch Heyden-Rynsch, Europäische Salons, wie Anm. 3, S. 142 f., betont, daß die Dachstube „schlicht“ und „bescheiden“ gewesen sei.

von Salm überliefert.<sup>23</sup> Brinckmann führte den Grafen ein, der an diesem Abend schon Friedrich Schlegel und Ludwig Robert, Friedrich Schleiermacher und eine Gräfin Einsiedel, die Majores Schack und Gualtieri antraf. Dazu kam die Schauspielerin Friederike Unzelmann, „die mit heiterm Lachen auf Dlle. Levin zudrang und neben ihr auf einen Lehnstuhl sich mehr hinfallen ließ als setzte“ Und weiter heißt es über das Verhalten der ganzen Gesellschaft: „Noch wurde die Unterhaltung gruppenweise geführt, heiter und ungezwungen, wie der Augenblick es gab“.<sup>24</sup> Über die zwanglose Form des Umgangs, konnte sich der Gast offensichtlich nicht genug verwundern:

Denn die äußere Gestalt der Unterhaltung war ohne Zwang und Absicht, alles knüpfte sich natürlich an das Interesse des Augenblicks, der Person, des Namens, deren gerade gedacht wurde. Vieles, das in Anspielungen bestand und irgend eine Kenntnis voraussetzte, entging mir ganz, anderes wenigstens teilweise. [...] Am merkwürdigsten war Dlle. Levin selbst. Mit welcher Freiheit und Grazie wußte sie um sich her anzuregen, zu erhellen, zu erwärmen! Man vermochte ihrer Munterkeit nicht zu widerstehen. Und was sagte sie alles! Ich fühlte mich wie im Wirbel herumgedreht und konnte nicht mehr unterscheiden, was in ihren wunderbaren, unerwarteten Aeußerungen Witz, Tiefsinn, Gutdenken, Genie oder Sonderbarkeit und Grille war. Kolossale Sprüche hörte ich von ihr, wahre Inspirationen, oft in wenig Worten, die wie Blitze durch die Luft führen und das innerste Herz traf.<sup>25</sup>

Der ebenfalls anwesende Gentz schien anschließend die Unterhaltung mit seinen Ausführungen über die Liebe monopolisiert zu haben. Aber dann: „Prinz Louis Ferdinand! Die ganze Gesellschaft erhob sich einen Augenblick, aber gleich rückte und setzte sich alles wieder zurecht, und der Prinz nahm seinen Platz neben Dlle. Levin, mit der er auch unverzüglich ein abgesondertes Gespräch begann“.<sup>26</sup> Später, als Brinckmann und der Graf schon die Gesellschaft verlassen hatten und vor dem Haus standen, hörten sie noch von der Straße aus zu:

In dem Zimmer oben war ein Fenster geöffnet, und Klaviertöne erklangen. Wir standen still und lauschten, der Prinz phantasierte mit genialer Fertigkeit, Dlle. Levin und Fürst Radziwill standen mit dem Rücken gegen das Fenster,

---

<sup>23</sup> Diesen genauen Bericht nimmt auch Seibert, *Der literarische Salon*, wie Anm. 3, S. 326 f., als Grundlage seiner Erörterung der „ästhetischen Praxis“, die mit der Salongeselligkeit verbunden war.

<sup>24</sup> Otto Berdrow: *Rahel Varnhagen. Ein Lebens- und Zeitbild*, Stuttgart 1902, S. 109. Dieses Charakteristikum der „freie[n] Gedankenbewegung“ erörtert Seibert als Kennzeichen des literarischen Salons, den er wesentlich als „Gesprächsraum“ ansieht, Seibert, *Der literarische Salon*, wie Anm. 3, S. 330.

<sup>25</sup> Berdrow, *Varnhagen*, wie Anm. 24, S. 110 f.

<sup>26</sup> Berdrow, *Varnhagen*, wie Anm. 24, S. 108-115, hier S. 113.

und wir hörten einigemal die Stimmen ihres Beifalls. [...] Das Spiel des Prinzen war kühn und gewaltig, oft rührend, meist bizarr, immer von höchster Meisterschaft.<sup>27</sup>

Die ‚Dachstube‘ Rachels erweist sich demnach als imaginärer Raum, der gelegentlich und bereitwillig als realer Ort akzeptiert wird, weil er mit einem grundsätzlichen Charakteristikum weiblicher Existenz in eins fällt, mit ihrer kommunikativen Marginalisierung.

### *Verräumlichung der weiblichen Existenz*

Diese Untersuchungen ging von historisch konkreten Räumen aus, um sie in ihrer gleichzeitigen Funktion als Symbol für die soziale Existenz zu erweisen. In dieser Funktion konvergiert die Bezugnahme auf reale und fiktionale Räume. Wenn es darum geht, die weibliche Existenz zu verräumlichen, d.h. sowohl einen architektonisch-konkreten Ort wie eine symbolische Zuschreibung zu finden, so stehen wenig Möglichkeiten zur Verfügung. Das ‚Zimmerchen‘ und die ‚Dachstube‘ sind der ‚room of one’s own‘, den unverheiratete Frauen und Schwestern der Gesellschaft abtrotzen können.

<sup>27</sup> Ebd. S. 114 f. Auf kritische Aspekte dieser Salonkultur, gerade am Beispiel Rahel Varnhagens, weist Weissberg hin, die dieses Geselligkeitsgebaren als Symbol weiblicher Existenz und mehr noch als „Zeichen einer persönlichen Krankheitsgeschichte“ (S. 150) ansieht, vgl. Liliane Weissberg, Zur Pathologie des Salons. Regina Frohberg, Rahel Levin, Karl August Varnhagen und der ‚Schmerz der Liebe‘, in: Sabina Becker (Hrsg.): Rahel Levin Varnhagen. Studien zu ihrem Werk im zeitgenössischen Kontext. St. Ingbert 2001, S. 119-161.